

Der Sprache und dem Bild verhaftet

Interview mit Bruno Füchslin
von Karlheinz Pichler

Auf die Kurzformel „Klick und Tipp“ bringt Bruno Füchslin alle jene Dinge, die im Laufe der Jahre zu seinen berufs- wie hobbymässigen Elementen wurden. In Bezug auf das kreative Schreiben bevorzugt er das lyrische Schaffen. Füchslin, Jahrgang 1953, lebt und arbeitet seit jeher in Richterswil.

Kapi: Wenn man in Ihrer Biografie herumstöbert, fällt auf, dass Sie sehr viele Tätigkeiten ausüben, die sämtlich mit Sprache oder Bild zu tun haben. Die Palette reicht vom PR-Berater über den Sportredaktor und Textlektor bis hin zur Auftragsfotografie. Ursprünglich aber waren Sie Schriftsetzer. Wie sind Sie zu diesem Beruf gekommen?

BF: Man könnte durchaus sagen, dass dies erblich bedingt war, denn schon mein Vater war Schriftsetzer. Ich habe damals eine Schnupperlehre absolviert und war sofort von diesem Beruf begeistert.

War das in Zürich?

Mein Vater hatte in Richterswil gearbeitet. Dort habe ich auch meine Schnupperlehre absolviert. Die Lehre folgte dann bei Stutz & Co in Wädenswil.

Was hat Sie an diesem Beruf speziell interessiert? Der Umgang mit den Buchstaben?

Man hat hier noch etwas Handwerkliches machen können. Ausser wenn man die Setzkästen herumschleppen musste, war es relativ leicht, einfach einen Buchstaben zu nehmen und Sprache zu modellieren. Ja, das habe ich erst später bemerkt: Sprache hat hier eine andere, eine physische Form erhalten. Einen Buchstaben zu greifen, ist ja fast etwas Abstraktes. Aber es hat mir dabei geholfen in dem, was ich am liebsten mache, weiterzukommen, nämlich mit der Sprache umzugehen.

Das unmittelbare Schreiben – hat das bereits damals begonnen?

Ich hatte immer schon ein ausgeprägtes Sprachgefühl gehabt. Mit Zahlen hingegen konnte ich nie etwas anfangen. Ich war und bin da



Foto © Martina Leu

total einseitig veranlagt. Zahlen sind für mich tote Materie. Die gesamte Energie ist bei mir gleichsam immer in die Sprache geflossen. Das hatte sich natürlich auch in den Schulnoten niedergeschlagen. In den Aufsätzen war ich immer gut, im Rechnen miserabel. Sprache ist für mich Fantasie, ist die Luft, die man zum Atmen braucht, ist Leben – im Unterschied zu den Zahlen. Aber ich kann diejenigen natürlich zumindest intellektuell verstehen, die sagen, dass das gar nicht stimme und Zahlen genauso lebendig seien.

Und wann sind nun tatsächlich die ersten Texte entstanden?

Ich habe mit 17 begonnen, die ersten Gedichte zu schreiben. Es war für mich eine Spielerei. Eine Spielerei mit Buchstaben und Wörtern. Und es ging darum, das Empfinden anders als mit normalen Sätzen auszudrücken. Die Lyrik hat für mich etwas Magisches. Das war schon damals so. Eine Erklärung dafür habe ich nicht und will ich auch nicht haben. Die Welt der Begriffe ist gegenüber dem 1:1-Empfinden unerreichbar weit weg.

Seither war die Lyrik sozusagen Ihr Wegbegleiter?

Wenn man so will, bin ich bei der Lyrik geblieben. Ich habe damals sehr viele „normale“ Bücher gekauft, aber sehr wenige davon gelesen. Oft habe ich sie nur deswegen erstanden, weil mir der Titel gefallen hat. Mit „Der seltsame Zauberer Zimbalim“ (erschienen 2004 Anm.), habe ich auch versucht, eine herkömmliche Art von Buch zu schreiben. Es war eine Erzählung. Aber so etwas geht mir prinzipiell zu lange in der Recherche. Wobei nicht allein die faktische Recherche gemeint ist. Schreibt man zum Beispiel über einen bestimmten Zeitraum hinweg nicht, dann verliert man den Faden, man muss wieder von vorn beginnen, und die gesamte Inspiration ist weg. Ich habe weitere drei bis vier solcher Bücher herkömmlich zu schreiben begonnen, aber nach 50 oder 80 Seiten habe ich das Ganze wieder gelöscht, weil ich einfach das Gefühl hatte, das bringt nichts. Bei Lyrik ist dies völlig anders. Man kann kurz und unmittelbar die eigenen Gedanken aufnehmen, niederschreiben und gleich wieder loslassen. Man erhält von irgendwoher einen Impuls, und diesen in Worte umzusetzen, ist einfach fantastisch.

Warum haben Sie die Bücher, die sie damals gekauft haben, nicht gelesen?

Weil sie zu langatmig waren. Wenn ich Bücher lese, schlage ich irgendwo eine Seite auf, gehe in irgendeinen Abschnitt hinein, von dem ich denke, dass er wichtig sein könnte, ohne die Geschichte davor und danach zu kennen. Und dann schliesse ich es wieder. Ich habe natürlich auch Lyrikbücher gekauft, unter anderem von Pablo

Neruda. Der hat so unglaublich schöne Gedichte geschrieben, aber dann wieder so langatmige, teilweise über zehn Seiten und mehr. Aus einem Vierzeiler liess sich so viel Wesentliches heraus spüren, wie es alle andern Zeilen nicht konnten. Das Langatmige ist nicht meine Sache. So wie ich Gedichte schreibe, möchte ich sie auch lesen – als Gedankenblitze. Es gibt meines Wissens einen Autor, der hat ein Gedicht zu Papier gebracht, das sich über 33'000 Seiten hinzieht. Ein so genanntes Langgedicht – nein, das gehört nicht zu meinem Repertoire.

Wenn wir auf Vorbilder zu sprechen kommen – gibt es Lyrikbeispiele, die Sie besonders ansprechen?

Aus unerfindlichen Gründen habe ich einen starken Hang zur südamerikanischen oder spanischen Poesie. Etwa zum Werk des spanischen Dichters und Nobelpreisträgers Juan Ramón Jiménez (1881 – 1958, Anm.), der die Erneuerung der spanischen Lyrik des 20. Jahrhunderts einleitete. Was Jiménez geschafft hat, ist für mich subjektiv überhaupt die höchste Kunst von Lyrik. Aus seinen Worten strömt eine unvergleichliche Energie. Die Poeten dieses Kulturkreises haben einfach eine andere Mentalität, die man in und zwischen den Worten findet.

Ihr Erzählband „Der seltsame Zauberer Zimbali“ war Ihre bislang letzte Buchpublikation?

Es war das erste „richtige“ Buch, und aber auch das letzte dieser Art. Denn man erkennt deutlich: Ich kann nicht das ganze Buch hindurch an einem einzigen Thema bleiben. Ich habe immer wieder sehr schnell ein neues Kapitel angefangen. Denn ein neues Kapitel ist für mich wie ein neues Buch. Das längste Kapitel dieser Erzählung geht über sieben Seiten. Das ist aber dann schon das Höchste.

Davor hatten Sie mit „Wandelgefühle“ (1999) und „Glutropfen“ (2001) bereits zwei Lyrik-Bände veröffentlicht. Wann folgt der nächste?

Ich habe momentan wieder an die 250 Gedichte in einem Ordner meines Computers abgespeichert liegen. Ob ich die aber jemals publizieren werde, weiss ich im Moment nicht. Vielleicht hat das auch mit meiner Einstellung zu tun. Denn ich hatte natürlich auch einige Lesungen, als meine Lyrikbücher erschienen, und da hielt sich das Interesse ziemlich in Grenzen. Ich weiss, dass viele Leute nur kommen, weil sie mich kennen. Sie kaufen ein Büchlein, doch ich weiss von vornweg, dass sie dieses sicher nie lesen werden.

Lesen Sie nicht gerne öffentlich?

Das schon, nur die Reaktionen der Leute sind halt so, wie sie sind.

Viele Nicht-Literaturinteressierte kommen nur wegen mir persönlich. Ich sage nicht, dass sie die Texte nicht verstehen, aber sie sind für sie doch zu fremd. Sie sind einfach in der Lyrik nicht zu Hause. Für mich sind solche Lesungen viel zu stark personenbezogen. Im Grunde genommen würde man ja viel lieber seine Texte weiterreichen. Ich habe denn auch keine Repliken erhalten, kein kritisches Feedback, weder im positiven noch im negativen Sinn. Das ist mir einfach zu wenig.

Aber es wäre für Sie schon wichtig, Rückmeldungen zu erhalten?

Nicht für mich als Person, sondern es wäre für mich etwas Wesentliches, über Lyrik allgemein zu diskutieren. Darüber, was für eine wunderbare Blume Lyrik in der Literatur überhaupt darstellt.

Dann schreiben Sie hauptsächlich nur für sich selbst?

Ich vergleiche dies immer mit Fischen. Man geht angeln, und in den zwei Stunden, in denen man auf dem See herumgondelt, beisst nichts an. Der Höhepunkt des ganzen Tages ist nur jener kurze Moment, in dem etwas anbeisst – und kaum merkt man, dass etwas zugeschnappt hat, ist es schon wieder vorbei. Für mich ist der Höhepunkt der Lyrik, wenn ich das Gedicht für mich mit einem Punkt abschliessen und sagen kann, das ist gut so und fertig. Da wird nicht mehr daran herumgerüttelt. Der erste Gedanke, den man niederschreibt, stimmt. Jede nachträglich Korrektur zerstört alles wieder. Nur ganz selten wirkt eine Korrektur verbessernd. Einfach vertrauen in das, was man schreibt. Das ist entscheidend.

Sie haben schon in jungen Jahren Berichte für die Lokalzeitung verfasst und später an die 2000 Fussballspiele als schreibender und fotografierender Reporter begleitet. Kann man sagen, dass Ihnen der Journalismus Sicherheit im Schreiben und Schreibkompetenz gebracht hat?

Vor allem habe ich da gelernt, unter Zeitdruck zu verfassen. Innert kürzester Zeit musste ich die Sache auf den Punkt bringen. Da muss einfach stimmen, was man geschrieben hat, und fertig. Natürlich war ich mir auch immer bewusst, dass alles subjektiv ist, was man aufs Papier bringt. Ja, das hat mir sehr geholfen. Darum bin ich heute so weit, dass ich nicht mehr herumfeile, wenn ein Gedicht verfasst ist. Es stimmt für mich so, wie es ist. Punkt und fertig. Und meistens ist es so, dass ich es, wenn ich es zwei Monate später wieder lese und dazu Abstand habe, als ob es von einem Fremden wäre, noch immer stehen lassen kann. Das sind kleine, aber wichtige Details, die Vertrauen geben: Am damaligen Gedanken war alles richtig.

Was nun Ihre Lyrik anbelangt, so ist mir beim Lesen aufgefallen, dass es thematisch immer wieder um Naturschilderungen und Vergänglichkeit geht, wie etwa das nachfolgende Beispiel eindrücklich zeigt:

Nebelmorgen

Ein weisser Stoff
über Nacht gefallen
als Silbertau des Himmels.

Schwarze Baumspitzen
stechen Löcher
ins windbewegte Tuch.

Zeit und Raum
verirren sich
ins Nichts.

38 Gut, die Natur, das ist klar. Das ist irgendwie mein Zuhause. Da werde ich auch durch das Fotografieren immer wieder hinaus gezogen. Natur ist für mich Meditation. Und Vergänglichkeit, das ist etwas, das man in unserem hektischen Leben häufig vergisst. Und Vergänglichkeit ist ja, wenn man so will, alles. Was hinter einem liegt, ist auch vergänglich. Die Vergänglichkeit der Kindheit, der Pubertät, und was auch immer – wie schnell ist das immer vorbei. Dummerweise berührt das Wort viele Menschen emotional negativ. Unverständlicherweise, denn alles ist ja vergänglich, das gehört zu unserem Dasein einfach dazu. Der erste Atemzug, den man macht, gehört eigentlich bereits dem Tod. Die Fragen nach der Vergänglichkeit interessieren mich, obwohl ich weiss, dass es darauf keine Antworten gibt. Unter dem Strich kann man sagen, dass die ganze vermeintliche Realität eigentlich gar nicht existiert. Irgendwie ist alles irreal, inklusive der eigenen Person.

Einige Ihrer Gedichte sind ausgezeichnet worden. Das nachfolgende Gedicht „Kleines Boot“ etwa war das Siegergedicht bei einem vom Bielefelder Lorbeer-Verlag ausgeschriebenen Wettbewerb und erhielt das Prädikat „Lyrischer Lorbeer in Gold“ zugesprochen.

Kleines Boot

Wie ein junger,
störrischer Esel

strampelt das kleine Boot
im Hafen
zerrt ohne Unterlass
am geflochtenen Tau.

Draussen, in Sichtweite,
wartet das Ewige
in den Wellen,
im Tor des Horizonts
das wie ein Altar
Sehnsüchte sammelt.

Nachdem Sie zuvor gemeint haben, dass für Sie das Feedback bei Lesungen nicht richtungsweisend sei: Was bedeuten für Sie solche Preise? Sind das für Sie wichtige Standortbestimmungen, Beweise dafür, dass man mit dem Schreiben nicht ganz falsch liegt?

Wettbewerbe haben eigentlich keinen Einfluss auf mein Schreiben. Dennoch reiche ich immer wieder mal ein, um zu überprüfen, wie etwas ankommt. Eine Auszeichnung ist dann doch eine Art Beleg dafür, dass man nicht ganz quer in der Landschaft liegt. Es ist auch ein bisschen Spielerei. Aber ich mache gerne mit, vor allem auch, wenn bestimmte Themen vorgegeben sind.

Ihre zweite grosse Leidenschaft neben dem Schreiben ist das Fotografieren. In welchem Verhältnis stehen diese beiden Bereiche bei Ihnen? Besteht eine Wechselwirkung?

Durch die Fotografie sieht man die Welt ganz anders. Man erkennt Dinge und Details, die man sonst nie erspüren würde. Die Welt eröffnet sich aus anderen Perspektiven. Und man fängt mit der Kamera den Augenblick ein und hält ihn fest. Da sehe ich doch Parallelen zur Lyrik. Denn auch mit der Lyrik ist man – so, wie ich sie wahrnehme – dem Augenblick verhaftet.

Was die Sujets anbelangt, ist die Bandbreite Ihrer Fotografie aber sehr hoch.

Ja, es gibt kaum etwas, was ich nicht schon fotografiert hätte. Von Naturstudien bis zur Sportfotografie, von Hochzeitsfotos und Firmenjubiläen bis hin zur Bebilderung von Webseiten. Ich halte viele fotografische Facetten fest.

Nochmals zurück zur Sprache. Durch die neuen technologischen Errungenschaften, die in Geräten wie Smartphones, Tablets oder Medien wie den Sozialen Netzwerken ihren Niederschlag finden, wird die Sprache als solche immer mehr in

den Hintergrund geschoben. Die jungen Leute kommunizieren nur noch über Abkürzungen, Codes und Bilder. Bedauern Sie solche Entwicklungen, oder ist das für Sie einfach der Lauf der Zeit?

Von all dem Hintergrund, den ich durch die Erziehung mitbekommen habe – und da war die Sprache auch dabei, wenn schon mein Vater in diesem Beruf gearbeitet hat – muss ich bekennen, dass ich das schon als Verlust ansehe. Aber das ist subjektiv. Wäre ich jung, so würde ich wohl auch im ganzen Zirkus mittun. Daher ist die Frage eigentlich kaum relevant. Wo auch immer man etwas vergleicht, ist das eine positiver, das andere negativer. Es ist ein Trend, wie früher vielleicht mit den langen Haaren. Mit dem Intellekt versuche ich, solche neuen Trends zu verstehen; mit dem Herzen gelingt es natürlich nicht, denn ich bin zu einer anderen Zeit aufgewachsen. Zu einer Zeit, in der das Bilden von Sätzen noch etwas Wert war, in der Fantasie noch anders dargelegt wurde als heute. Ich kann nicht einmal sagen, dass es eine Verluderung der Sprache ist, denn letztlich geht es ja darum, dass der eine den anderen versteht. In welcher Form dies geschieht, ist völlig egal. Wenn man den grossen Wissenschaftlern zuhört, denke ich mir ja auch oft, die könnten ja ungeniert chinesisch reden, da verstehe ich gleich viel. Die Sprache hat für mich zu viel an materiellem Gewicht erhalten. Daher bin ich so gern bei der Lyrik, denn dort hat man, wenn man so will, gar keinen Wert. Eine Frau hat mir einmal geschrieben, meine Gedichte seien wie schwebende Metallstückchen. Metall ist zwar auch Materie, aber wenn sie schwebend ist ...

Eine letzte Frage: Wenn Sie einen Wunsch frei hätten, für was könnten Sie sich begeistern?

Da möchte ich noch einmal auf die Vergänglichkeit zurück kommen. Einer meiner Wünsche wäre, dass ich – längst nach dem irdischen Adieu – in 200 oder 300 Jahren für zwei oder drei Monate noch einmal auf diese Welt zurückkommen könnte. Um zu sehen, was alles in dieser Zeit passiert ist. Mit dieser Welt, mit der Energie, der Individualität, mit der Menschheit. Noch einmal schauen dürfen und dann wieder gehen – auf Nimmerwiedersehen ...

Das ist ein gutes Stichwort für ein abschliessendes Gedicht von Ihnen:

Letztreisefieber

Wie es tanzt, das Schiffchen –
einzig mit meiner Seele an Bord! –

auf dem Meer der Ruhe,
über die lautlosen Schallwellen
hinweg

heimwärts
im Stahlblau versinkend,
mit fröhlich geblähten Segeln
aus lichtdünnem
Einwegpapier ...

(aus dem Gedichtband „Gluttropfen“)

Steckbrief Bruno Füchslin

Geboren am 1. Oktober 1953

Aufgewachsen und wohnhaft in Richterswil

Beruf: gelernter Schriftsetzer; zuletzt Sportredaktor; jetzt Frührentner und freier Mitarbeiter/Kolumnist in diversen Medien

Hobbys: Fussball, Fotografieren, Lyrik

Stärke: Sprache

Schwäche: Zahlen

Homepage: www.klickundtipp.ch

Fotogalerie: www.fotocommunity.de/pc/pc/mypics/533254

41

Buchpublikationen von Bruno Füchslin

Erzählung

Der seltsame Zauberer Zimbalim

196 Seiten; erschienen 2004

Ein stilles, meditatives Buch

Lyrik

Wandelgefühle

Vom Wesen von Leben & Liebe & Tod

136 Seiten; erschienen 1999

Lyrik

Gluttropfen

Vom Wesen von Keimen & Blühen & Welken

136 Seiten; erschienen 2001

Alle Bücher beim Autor erhältlich